

Originalveröffentlichung in: *Vom Umgang mit Deutschland – und mit der eigenen Geschichte. Aspekte eines Vergleichs zwischen Schweden und der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs*, in: Eva Lindgren/Renate Walder (Hg.), *Schweden, die Schweiz und der Zweite Weltkrieg. Beiträge zum interdisziplinären Symposium des Zentrums für Schweizerstudien an der Universität Örebro, 30.09.-02.10.1999, Bern et al. 2001, S. 11-31.*

Vom Umgang mit Deutschland – und mit der eigenen Geschichte

Aspekte eines Vergleichs zwischen Schweden und der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges¹

Thomas Maissen

Die Weltkriegsdebatte der neunziger Jahre hat unzweifelhaft manchen Horizont erweitert. So dürfte etwa die kalifornische Senatorin Barbara Boxer nicht mehr ganz repräsentativ für die USA gewesen sein, als sie in einem Hearing permanent Schweden und die Schweiz verwechselte.² Beide Länder, und vor allem das mitteleuropäische, sind verstärkt – wenn auch nicht unbedingt in einem differenzierten Licht – in das Bewußtsein der Nordamerikaner getreten. Möglicherweise wird sich dies bald wieder ändern, nachdem das Thema der nachrichtlosen Vermögen rasch wieder aus den Schlagzeilen verschwunden ist. Dann aber können die Amerikaner wenigstens geltend machen, daß die Lautähnlichkeit der beiden Völkernamen die gelehrten Etymologen schon vor Jahrhunderten hat ahnen lassen, daß hier eine Verwandtschaft vorliegen müsse. Die populäre Herleitung der „Suici“ von den „Sueci“ dürfte nämlich auf die Rede zurückgehen, mit der Bischof Nils Ragvaldsson 1434 am Basler Konzil die gotische Herkunft und damit die Präzedenz der Schweden im Nationenstreit beansprucht.

Die schweizerische Adaption des Gotenmythos findet sich in Ansätzen bereits im *Weissen Buch von Sarnen* (um 1470) und 1479 in Albrecht von Bon-

1 Für die Durchsicht des Textes, Anregungen und Ergänzungen danke ich meiner Mutter sowie Eva Matter, Georg Kreis und Arne Ruth.

2 Vgl. *Neue Zürcher Zeitung (NZZ)*, 5. Juli 1997, S. 7; Weil, Pierre: *Der Milliarden-Deal. Holocaust-Gelder – wie sich die Schweizer Banken freikaufte*. Zürich 1999, S. 84.

stetens Beschreibung der Eidgenossenschaft.³ Das wohl um 1480 von Heinrich von Gundelfingen verfaßte *Herkommen der Schwyzer und Oberhasler* berichtet ausführlicher von 6 000 Schweden und 1 200 Ostfriesen, die vom Hunger getrieben und geführt vom Heros eponymos Swicerus gegen Süden zogen und sich zum Teil um den Pilatus niederließen, während andere im oberen Aaretal eine neue Heimat fanden und es nach der Friesenstadt Hasnis „Haslital“ taufen.⁴ Für die Hilfe, die sie angeblich um 400 dem Papst und den römischen Kaisern leisteten, erhielten die Einwanderer die Reichsfreiheit, die Schwyzer zudem eine rote Fahne mit Kreuz, die Hasler eine Reichsfahne mit Adler.

Diese sagenhafte Verwandtschaft findet sich seit der Humanistenzeit in der Überlieferung beider Länder, bei Eric Olai um 1460 oder Johannes Magnus ebenso wie bei Pettermann Etterlin, Franz Guilliman oder Aegidius Tschudi. In der Mitte des 16. Jahrhunderts meint Johannes Stumpf, Schweden und Schweizer würden sich als Landsleute begrüßen, wo sie sich treffen. Tatsächlich läßt denn auch 1631 Gustav Adolf seinen Bündnisantrag bei der Tagsatzung damit begründen, daß die beiden Völker „als zwei der eltesten Nationen in der Welt [...] ihren Ursprung von einander hetten“.⁵ Auch Johannes von Müller setzt sich mit dieser Überlieferung auseinander, und gleichzeitig legt sie Schiller dem Stauffacher auf dem Rütli in den Mund (Wilhelm Tell, 2, 2). Gebildete schwedische Reisende wie Jacob Jonas Björnstähl 1781 oder Frederika Bremer 1861 schildern in ihren Berichten die Begegnung mit Haslitalern und deren Liebe zur schwedischen Nation. Mit Axel Emanuel Holmbergs „Haslidalen“ von 1851 macht sich noch August Strindberg 1886 auf die Suche nach den Innerschweizer Volksverwandten.⁶

3 *Das Weisse Buch von Sarnen*, hg. von Hans Georg Wirz. (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt. III: Chroniken, Bd. 1). Aarau 1947, S. 3; Albrecht von Bonstetten: *Beschreibung der Schweiz*. (Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 13). Basel 1893, S. 238 f., 259.

4 *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, hg. v. Albert Bruckner (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt. III: Chroniken und Dichtungen, Bd. 2, 2). Aarau 1961. Dazu Marchal, Guy P.: *Die frommen Schweden in Schwyz. Das „Herkommen der Schwyzer und Oberhasler“ als Quelle zum schwyzerischen Selbstverständnis im 15. und 16. Jahrhundert*. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 138). Basel 1976; vgl. auch Feller, Richard/Bonjour, Edgar: *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*. Basel/Stuttgart 1962, Bd. 1, S. 97 f.

5 Schweizer, Paul: *Geschichte der Schweizerischen Neutralität*. Frauenfeld 1895, S. 217; vgl. *Eidgenössische Abschiede* 5, 2, S. 664 (9. Dezember 1631).

6 Für Strindbergs Reise in die ‚wahre Demokratie‘ vgl. Naumann-Magnusson, Karin: „Es war Arkadien.“ August Strindbergs Schweizer Aufenthalte 1884-1886“, *NZZ*, 15./16. Januar 2000, S. 79.

Der Mythos verbindet zwei sehr unterschiedliche Länder:⁷ auf der einen Seite die zentralistische und vorübergehend absolutistische Monarchie, während eines Jahrhunderts eine europäische Großmacht und später skandinavische Vormacht, sprachlich und konfessionell homogen zumindest im Kernland, dem heutigen Staatsgebiet – und auf der anderen Seite die außenpolitisch handlungsunfähige und daher neutrale Föderation aus kleinen Republiken beider Konfessionen, mit welschen Untertanen und – ab 1798 – Mitbürgern. Erst in der Zeit, da die Erinnerungen an die Ursprungsmythen endgültig verblassen, beginnt sich die reale Entwicklung der zwei Länder zu ähneln; ja, einige Parallelen sind frappant – nicht zuletzt die Abstinenz von europäischen Kriegen in den zwei postnapoleonischen Jahrhunderten.⁸ Im Ersten Weltkrieg erklären sich beide Staaten für neutral, auch wenn in Regierungskreisen die Sympathien für die Mittelmächte dominieren – was in der Schweiz den Welschen mißfällt und in Schweden der Linken. Die Schweizer Affäre „Hoffmann“ vom Juni 1917, die übrigens von der Stockholmer Zeitung „Socialdemokraten“ der Weltöffentlichkeit bekannt gemacht wird, hat ihr schwedisches Gegenstück im September desselben Jahres: Während die Alliierten den Schweizer Außenminister als Verfasser einer abgefangenen Geheimdepesche anklagen, er suche neutralitätswidrig einen Separatfrieden Deutschlands mit Rußland zu vermitteln, müssen sie in Argentinien feststellen, daß deutsche Diplomaten über die dortige schwedische Botschaft Informationen zum Schiffsverkehr der Westmächte übermitteln. Bundesrat Hoffmann muß zurücktreten, und in Schweden werden im Oktober 1917 erstmals die Sozialdemokraten an der Regierung beteiligt. Die schlechte Versorgungslage im Ersten Weltkrieg und Hungerrevolten 1917/18 werden sich für die schwedischen Verantwortlichen der Zwischenkriegszeit als ähnlich prägend erweisen wie der Landesstreik von 1918 für die Schweizer. Anhaltende soziale Spannungen führen 1931 in Ådalen ebenso zu tödlichen Schüssen von Soldaten gegen Streikende wie 1932 in Genf. Die von der Regierung beförderte Annäherung der Sozialpartner schlägt sich 1938 im „Saltsjöbaden-Abkommen“ nieder, der schwedischen Variante des „Friedenspakts“ in der Schweizer Metallbranche 1937.

Mit einem dauerhaften innenpolitischen Burgfrieden, einer breiten Mehrparteienregierung und außenpolitischer Neutralität überstehen die beiden Länder als einzige kontinentaleuropäische Demokratien den Zweiten Weltkrieg unversehrt.

7 Vgl. die beiden Überblicke, die im Umfeld einer Berner Ausstellung von 1963 entstehen und die Kontakte bis zum 19. Jahrhundert behandeln: Haas, Leonhard: „Schweden und die Schweiz. Ein Rückblick in die Vergangenheit“, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 14 (1964), S. 33-106 (mit ausführlichen Literaturangaben); Andersson, Ingvar: *Schweiz och Sverige genom tiderna*. (Meddelanden från Svenska Riksarkivet. Broschyr Nr. 6). Stockholm 1963.

8 Vgl. für das Folgende Findeisen, Jörg-Peter: *Schweden. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Regensburg 1997.

Dies ist letztlich der Grund, weshalb der vorliegende Band überhaupt konzipiert und eine Tagung mit diesem komparativistischen Anliegen durchgeführt werden konnte. Auf manche Gemeinsamkeiten und Unterschiede wird unten bei der Präsentation der einzelnen Beiträge einzugehen sein. Erwähnt sei hier bloß, daß die Nähe schon in den Kriegsjahren sehr bewußt ist, ja selbst die Alliierten ein *Sweden-Swiss Committe* für beide Länder betreffende Exportfragen gründen. Die Schweiz steht noch 1944 im schwedischen Außenhandel an zweiter Stelle, Schweden im schweizerischen an dritter – absolut und erst recht prozentual liegt der Austausch weit über demjenigen in Friedenszeiten.⁹ Die Beziehungen erstrecken sich auch auf Gebiete, die man nicht unbedingt erwarten würde. So ist Schweden in dieser Zeit meistens der einzige ausländische Abnehmer von Schweizer Filmen, etwa der nationalen Ikonen der Praesens-Film wie Leopold Lindtbergs „Füsilier Wipf“ (1939) und „Landammann Stauffacher“ (1941) oder Franz Schnyders „Gilberte de Courgenay“ (1941). Die *Neue Zürcher Zeitung* druckt Anfang 1944 einen eigenen Artikel zum Thema „Schweizer Film in Schweden“, wobei der Korrespondent etwas ambivalent vermerkt: „Überhaupt würden die Schweizer Filme, die wegen ihres hohen Niveaus hier sehr geschätzt werden, größerem Interesse auch in Schweden begegnen, wenn sie mehr Tempo besäßen.“¹⁰ Umgekehrt gilt das Prädikat „Schwedenfilm“ in der Schweiz als Empfehlung, und Ende 1944 sind solche in drei von Zürichs 18 Kinos zu sehen: „Lasse Maya“, „Eva und die Gemeinde“ und „Elvira“. Auch in der publikumsnahen Kunst hinterläßt also die geistige Nähe als Gemisch aus schlechter Versorgungslage und Neutralität seine Spuren.

Zu dieser Zeit, in den letzten Kriegsmonaten, die unter dieser Fragestellung noch näher und vergleichend erforscht werden sollten, beginnen sich in mancher Hinsicht die Wege zu trennen, obwohl seit 1944 erstmals auch in der Eidgenossenschaft die Sozialdemokraten an der Regierung beteiligt sind. Schweden orientiert sich nun in einem Ausmaß auf die Westmächte um, wie es gerade kulturell für die Schweizer kaum möglich ist, indem etwa Englisch das Deutsche als erste Fremdsprache ablöst. Auch die Bereitschaft, auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet mit den Alliierten zusammenzuarbeiten, ist im skandinavischen Land viel größer als in der Eidgenossenschaft. Der finanzielle Berater der Schweizer Botschaft in Washington, Joseph Straessle, ist nicht der einzige, der von amerikanischen Regierungsstellen in Bezug auf „gewisse Geschäftsmethoden“ von einigen „Herren Bankdirektoren“ und die relativ effizienten schwedischen Kontrollsysteme zu hören bekommt: „Why don't you take similar dispo-

9 Durrer, Marco: „Die Beziehungen zwischen Schweden und der Schweiz im Zweiten Weltkrieg aus schweizerischer Sicht: Informelle Solidarität“, in: *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg*. Basel 1985, S. 155-175, hier 155 f. bzw. 170.

10 *NZZ*, 12. Januar 1944; vgl. auch *NZZ*, 10. September 1944.

sitions as the Swedish & everything could be facilitated.“¹¹ Noch drei Jahre später, im Sommer 1948, berichtet der Physiologieprofessor Alexander von Muralt von seinem Besuch in den USA, dessen Essenz Außenminister Max Petitpierre zusammenfaßt:

Il a été frappé par l'attitude négative, voire l'incompréhension de ses interlocuteurs à l'égard du rôle joué par la Suisse pendant la seconde guerre mondiale. Cette constatation lui a paru d'autant plus surprenante que les jugements portés sur la Suède étaient en revanche nettement favorables. De plus, il a relevé que notre politique de neutralité n'était généralement pas comprise aux Etat-Unis, ou du moins interprétée comme une attitude tendant uniquement à des fins lucratives. [...] M. de Muralt a cherché à discerner les raisons de la compréhension, de la préférence même des Américains pour la Suède. Il pense que c'est en grande partie le résultat du souci qu'a ce pays de diffuser ses idées et de faire connaître ses réalisations, notamment dans le domaine scientifique. En effet, la Suède, consciente de son isolement comme du très grand intérêt porté à la science par les Américains, n'a pas manqué d'envoyer, sitôt après la fin des hostilités, ses savants les plus connus aux Etats-Unis.¹²

Der Rat des Naturwissenschaftlers von Muralt geht dahin, auch prominente Schweizer Kollegen in die USA zu schicken, die Verständnis für ihre Heimat hervorrufen könnten. Berufsständische Interessen werden einer solchen Initiative nicht fern sein, doch die gute Aufnahme bei Petitpierre zeigt, daß das Gefühl, von den Siegermächten nicht verstanden zu werden, verbreitet ist. Eine entsprechende Hilflosigkeit drückt sich darin aus, daß der Vergleich mit den scheinbar so ähnlichen, aber viel erfolgreicher Schweden auf eine Frage der „Public relations“ reduziert wird – erführen die Amerikaner aus erster Hand mehr über die helvetische Neutralität, wären sie ihr ebenso geneigt wie den Schweden. Nicht die Substanz wird als problematisch angesehen, sondern deren Präsentation.

Beides zusammen spielt jedoch bei der unterschiedlichen Wahrnehmung der beiden neutralen Demokratien zusammen: Noch so eloquente Fürsprecher der Schweiz können nicht über die Schatten springen, die ein historisch und soeben erneut bewährtes, auf formale Korrektheit bedachtes Neutralitäts- und Souveränitätsverständnis werfen. So ist es im Alpenland unmöglich, engagierte Fürsprecher und Helfer der verfolgten Juden ins Rampenlicht zu stellen, denn sie mußten Weisungen oder zumindest Sensibilitäten der vorgesetzten Behörden in Bund, Kantonen oder beim IKRK verletzen, um wirklich aktiv etwas erreichen zu können: Erst um 1990 folgen die Biographien und Rehabilitationen Louis Haefligers, der Zehntausende im KZ Mauthausen rettete, des Polizeikommandanten Paul Grüninger, der in St. Gallen 1938 geheime Grenzübertritte von

11 Joseph Straessle an Rudolf Pfenninger (SNB), 23. Juni 1945, im Nachlaß Pfenninger, Archiv für Zeitgeschichte, Zürich.

12 *Diplomatische Dokumente der Schweiz (DDS)*. Bd. 17, Zürich/Locarno/Genf, S. 290 (BR Petitpierre an BR Etter, 15. Juli 1948).

Flüchtlingen deckte, des engagierten Journalisten der „Nation“, Peter Surava.¹³ Am auffälligsten kontrastiert das spätere Schicksal von Carl Lutz und von Raoul Wallenberg, die 1944 gemeinsam und mit ähnlichen Methoden, durch kollektive Schutzpässe, in Budapest Zehntausenden von Juden das Leben retten.¹⁴ Lutz wird für seine Kompetenzenüberschreitung gemäßigelt, die Leistungen des zurückgekehrten Diplomaten interessieren in Bern niemanden. Stockholm beansprucht dagegen den Sproß aus der keineswegs deutschfeindlichen Industrielienfamilie Wallenberg ebenso als humanitären Botschafter Schwedens, wie es Folke Bernadottes Mission zugunsten von skandinavischen Staatsbürgern in den KZ zu einer Rettungsaktion für Juden darzustellen versteht.

Man kann diese Interpretation als geschickte Propaganda kritisieren, doch dahinter verbirgt sich eine realistische, auch international vermittelbare Einschätzung nicht nur der eigenen Möglichkeiten und Leistungen, sondern auch des deutschen Zivilisationsbruchs. Wallenberg, erst recht nach seinem Verschwinden im stalinistischen Gulag, wird zum Symbol für Schwedens Kriegspolitik, während sich die Schweizer dafür einhellig General Guisan aussuchen, den Repräsentanten des unbedingten Willens zum bewaffneten Widerstand. Diese im internationalen Vergleich früh bekundete und auch ökonomisch fundierte, aber glücklicherweise nie auf die Probe gestellte militärische Bereitschaft ist denn tatsächlich auch die schweizerische Leistung angesichts des Nationalsozialismus – und nicht ihre davor und danach ebenfalls reklamierte humanitäre Tradition. In krassem Gegensatz zu ihr wird die schweizerische Flüchtlingspolitik heutzutage, auch im Ausland, gemeinhin mit dem J-Stempel assoziiert, die über weite Strecken gar nicht so unähnliche Schwedens dagegen mit dem Mann, der dem United States Holocaust Memorial Museum seine Adresse gab: Raoul Wallenberg Place 100. Hieße sie Carl Lutz Place, so hätten die Diskussionen der 1990er Jahre eine andere Note erhalten; aber es war eine Schweizer Entscheidung, Lutz nach dem Krieg gering zu schätzen, weil er sich formaljuristisch nicht immer korrekt verhielt, als er Menschen rettete.

Formale Korrektheit impliziert für die damals Verantwortlichen auch, von einem Krieg zwischen Deutschland und den Alliierten auszugehen – und nicht zwischen Hitler und der Menschheit. Die moralische Komponente soll die Schweizer Außenpolitik bei ihrem Hauptziel, der Wahrung kleinstaatlicher Unabhängigkeit, ebenso wenig beeinflussen wie einst angesichts der Kämpfe zwischen Ludwig XIV. und Kaiser Leopold I., zwischen den französischen Revolutionsheeren und den gegnerischen Koalitionen, zwischen Napoleon III. und

13 Matt, Alphons: *Einer aus dem Dunkel. Die Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen durch den Bankbeamten H.* Zürich 1988; Hirsch, Peter: *Er nannte sich Peter Surava*. Stäfa 1991; Keller, Stefan: *Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe*. Zürich 1993.

14 Vgl. Grossman, Alexander: *Nur das Gewissen. Carl Lutz und seine Budapester Aktion*. Wald 1987; Tschuy, Theo: *Carl Lutz und die Juden von Budapest*. Zürich 1995.

Bismarck, zwischen der französischen Republik und Wilhelm II. Deutschland wird stets ein mächtiger und wichtiger Nachbar bleiben, und so verlangt die Realpolitik in Schweizer Sicht einen auf völkerrechtlicher Basis kontinuierlichen und korrekten Umgang mit dem „großen Kanton“. Das Problem, für das wenige Schweizer wirklich sensibel sind, besteht darin, daß manche (Wirtschafts-) Beziehungen selbst in den letzten Kriegswochen nicht nur korrekt, sondern geradezu peinlich gut sind.¹⁵

Entsprechend wird seit der zweiten Kriegshälfte der Vorwurf formuliert, die Neutralität diene in erster Linie egoistischen schweizerischen Geschäftsinteressen, die moralisch indifferent mit den schrecklichsten Willkürregimes der Welt verfolgt würden. Den – zuvor auch von den Nazis vorgebrachten – Vorwurf des ökonomischen Opportunismus kontern die Schweizer, indem sie für sich außenpolitische Geradlinigkeit beanspruchen und anderen Regierungen damit politischen Opportunismus unterstellen – denjenigen, die in den letzten Kriegsmontaten dem darniederfahrenden Deutschland noch rasch den Krieg erklären, aber tendenziell auch Schweden, das sich umgehend in die neue Weltordnung und deren Exponentin, die von den Großmächten dominierte UNO, einfügt und damit zwangsläufig der schweizerischen, rigiden Interpretation integraler Neutralität zuwider handelt. Vom Völkerbundsexperiment desillusioniert und dank den Kriegserfahrungen im Vertrauen auf die eigenen militärischen und neutralitätspolitischen Möglichkeiten bestärkt, kombiniert die Eidgenossenschaft wirtschaftliche Integration in die Welt mit politischer Abstinenz – in nicht unproblematischer Kontinuität zu ihrer Rolle in Hitlers neuem Europa.¹⁶ Die Problematik besteht darin, daß alle kontinentalen oder globalen Ordnungsvorstellungen, welche die nationale Souveränität und das darauf beruhende Völkerrecht relativieren könnten, ganz unbesehen der dahinter stehenden Werte und Ziele über einen, denselben Leisten geschlagen werden und so eine – nicht moralisch, aber politisch gerechtfertigte – Äquidistanz gegenüber einem barbarischen Unrechtsregime und einer notwendigerweise unvollkommenen Institution wie der UNO ein-

15 Vgl. für die Kontakte der Nationalbankvertreter mit dem führenden Reichsbankexponenten Emil Puhl und den entsprechenden Skandal die *Hearings before a subcommittee of the committee on military affairs. US Senate Seventy-ninth Congress, first session pursuant to S. Res. 107 (78th Congress) and S. Res. 146 (79th Congress) authorizing a study of war mobilization problems*. Washington 1945, S. 923-940 (Part 6, November 1945).

16 Vgl. dazu Tanner, Jakob: „Die Schweiz und Europa im 20. Jh.: wirtschaftliche Integration ohne politische Partizipation“, in: *Die Schweiz in der Weltwirtschaft (15.-20. Jh.)*. Zürich 1990, S. 409-428; für die Kriegsjahre auch ders., „Or & granit. La défense nationale et les liens économiques entre la Suisse et le Troisième Reich durant la Seconde Guerre mondiale“, in: *Les annuelles* 1, 1990, S. 31-48; ders., „Réduit national‘ und Aussenwirtschaft: Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten“, in: *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*. Zürich 1998, S. 81-103.

genommen wird: In beiden sehen gewisse Kreise bis heute nichts als „fremde Richter“.

Schweden geht gerade in dieser Hinsicht dezidiert andere Wege, und so werden in politischer Hinsicht nach 1945 die Parallelen zwischen den beiden Ländern mittelfristig rar, obwohl die Ausgangslage und gewisse Optionen bei Kriegsende durchaus noch ähnlich sind. Schweden und die Schweiz erlangen – nicht zuletzt dank unversehrten Produktionsapparaten – in den folgenden Jahrzehnten rascher und dauerhafter als anderswo ökonomische Prosperität, Vollbeschäftigung und sozialen Frieden. Sie entscheiden sich für autonome Rüstungs-bemühungen, gegen Atombewaffnung und gegen die NATO, dienen auch ab 1951 als die zwei „westlichen“ Überwacher des Waffenstillstands in Korea. Doch die Bemühungen um ein nordisches Verteidigungsbündnis mit Norwegen und Dänemark beweisen, daß Schweden bereits in den 1940er Jahren nach Alternativen zum nationalen Sonderweg sucht. Die Neutralität bleibt für beide Staaten (und deren Bevölkerung) die wichtigste außenpolitische Maxime, weshalb sie sich nicht zuletzt 1960 in der EFTA vereint finden – von der Schweden aber 1995 zur EU hinüberwechseln kann, während in der Schweiz bis heute eine zeitliche Perspektive selbst für Beitrittsverhandlungen völlig fehlt. Die schwedische – nicht vorbehaltlose – Öffnung für supranationale Ordnungsversuche hat ihre Präzedenz in der unmittelbaren Nachkriegszeit, als die Schweizer in der UNO keinen Raum für ihre rigiden und defensiven Neutralitätsvorstellungen zu erkennen vermögen. Schweden tritt dagegen bereits 1946 den Vereinten Nationen bei und interpretiert seine Neutralität als Verpflichtung zu aktiver Außenpolitik im Dienste des Friedens; so stellt es auch von 1953 bis 1961 in Dag Hammarskjöld den zweiten Generalsekretär der UNO.

Mit moralischem Sendungsbewußtsein, engen Beziehungen zur Dritten Welt, vergleichsweise großzügiger Entwicklungshilfe und dem Streben nach einer Mittelstellung zwischen den beiden Supermächten erlangt das skandinavische Land während des Kalten Krieges eine internationale Stellung, die seine machtpolitische und – nicht geringe – wirtschaftliche Bedeutung weit überragt. Während in der Schweiz die bürgerlichen Parteien in Parlament und Bundesrat stets deutlich dominieren, herrscht in Schweden die Linke unter sozialdemokratischer Führung während Jahrzehnten, in denen das „Volkshem“ verwirklicht wird. Die ungewohnte Erfahrung, daß im Weltkrieg fremde und zudem antide-mokratische Truppen an allen Grenzen des Landes gestanden, ja den Transit erzwungen haben, trägt zu einer radikalen Umorientierung bei, einem Bruch auch mit der eigenen kriegerischen und imperialen Vergangenheit: Das Schweden der Zukunft soll höheren Werten verpflichtet sein, aufgeklärt und gerecht, ein Motor des menschlichen Fortschritts. So versteht sich ein antifaschistisches, friedliebendes Volk von Arbeiterinnen und Arbeitern, die eine bessere Zukunft vorbereiten, während in der Schweiz ein unabhängiges, kampfbereites Volk von Soldaten sich für den Fall bereit hält, daß wieder einmal aus einem kalten ein heißer

Krieg wird und es die Neutralität bewaffnet verteidigen muß – was auch die Es-senz der vaterländischen Geschichte seit 1291 auszumachen scheint.

Dieses Geschichtsverständnis zeigt sich auch 1985, als im Gefolge einer offenbar schweizerischen Initiative gleichsam der Vorgängerband zu den hier versammelten Aufsätzen erscheint: *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg*. Die Herausgeber, der Völkerrechtler Rudolf Bindschedler, der Chef des Archivs im schwedischen Außenministerium Wilhelm Carl-gren, der Historiker Sten Carlsson und der Militärhistoriker Hans Rudolf Kurz halten gleich zu Beginn fest, daß die bewaffnete Neutralität „sehr maßgebend zur Wahrung des Friedens“ beigetragen habe – neben der geographischen Lage, dem Ablauf des Kriegsgeschehens und den militärisch-strategischen Interessen der großen Kriegsparteien. In den „Schlußbetrachtungen“ sehen die Schweizer Herausgeber die Neutralitätspolitik der beiden Länder zusammen mit der „Stärke und der Bereitschaft ihrer Armeen und der Durchhalte- und Widerstandskraft ihrer Völker“ als die Gründe an, weshalb die beiden Länder unversehrt geblieben seien. Für die schwedischen Herausgeber sind dagegen die „eigenen Interessen“ der Kriegsführenden ausschlaggebend, deren Forderungen die lavierenden neut-ralen Kleinstaaten deshalb „einigermaßen angepaßte Beachtung schenken“ muß-ten; entsprechend habe die schwedische Devise eher in einem politischen Sinn „außerhalb des Krieges bleiben“ gelautet als in einem völkerrechtlichen Sinn „neutral zu bleiben“.¹⁷

Diese unterschiedlichen Nuancen und die nüchternere Beurteilung der Kriegsgeschichte durch die schwedischen Forscher ist kein Zufall. Sie deuten die Kriegspolitik ihres Heimatlands als pragmatische, unheroische und insgesamt erfolgreiche Reaktion auf zeitweise sehr starken deutschen und später alliierten, militärischen wie wirtschaftlichen Druck, der auch zu neutralitätswidrigen Handlungen geführt habe (Truppentransit nach Finnland). Die Schweizer Forscher sehen in der bewaffneten Neutralität mehr, nämlich ein althergebrachtes und 1939 bis 1945 einmal mehr bewährtes Konzept, dessen Handhabung „auch für die Zukunft ein lehrreiches Beispiel für die Möglichkeit des Bestehens neut-raler Staaten im Krieg“ abgebe.¹⁸

Die Neutralität ist also in durchaus praxisorientiertem, handlungsanwei-sendem Sinn das erklärte Thema des 1985 angestregten Vergleichs, hinsicht-lich der Unterschiede, namentlich der flexibleren Handhabung im Norden, aber vor allem hinsichtlich der Gemeinsamkeiten im völkerrechtlichen Verständnis der Neutralität. Dazu gehören in den einzelnen Aufsätzen verwandte Bereiche wie die Transitfrage, Mediationen und Schutzmachtsmandate, die Pressepolitik und das Wirken fremder Nachrichtendienste in den beiden Ländern; nur von

17 *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg*, S. 7 f. (Vorwort), S. 439 f., S. 448 f.

18 Ebd., S. 10.

Schweizer Seite erörtert wird die Flüchtlingspolitik, wobei Samuel Werenfels eine Synthese aus den Arbeiten von Ludwig Bonjour und dem ersten offiziellen Bericht von Oscar Schürch liefert und ausdrücklich darauf verzichtet, „aus heutiger Warte“ die damals Verantwortlichen zu kritisieren.¹⁹ Carl Lutz und Louis Haefliger fehlen in diesem Beitrag ebenso wie in Rosmarie Langs Artikel über „humanitäre Missionen auf Kriegsschauplätzen“ – beide Aufsätze sind einer ausgesprochen behördlichen Sicht verpflichtet. Auch Klaus Urner in seinem im übrigen soliden und differenzierten Beitrag über die Schweizer Außenhandelspolitik geht auf ein Thema nicht ein, das zehn Jahre später im Zentrum der Debatten stehen wird: die Goldübernahmen der Nationalbank, die Werner Rings erstmals im selben Jahr 1985 ausführlich erörtert.²⁰

Wie übrigens auch Rings sind die meisten Beiträge des Sammelbands *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg* Zeitzeugen: Einer wurde 1904 geboren, vierzehn in den Jahren zwischen 1910 und 1922, einer 1930. Fünf jüngere Beiträge sind zwischen 1937 und 1943 geboren, deren drei zwischen 1951 und 1956. Das Durchschnittsalter dieser Forscher liegt im Erscheinungsjahr 1985 bei 58 Jahren, es handelt sich also zu einem erheblichen Teil um ein Produkt der – in der Schweiz so genannten – Aktivdienstgeneration. Viele von ihnen sind Diplomaten, Offiziere oder andere Offizielle, nur eine Handvoll dagegen Geschichtsprofessoren an einer Universität. Dieser Befund ist insofern charakteristisch, als die Zeitgeschichte 1985 noch weitgehend ein Monopol der Staatsdiener und der Zeitzeugen darstellt, deren Erinnerungen und Erlebnisse die Fragestellungen nachhaltig prägen. In der Schweiz kristallisieren sich diese lange um das Gegensatzpaar „Anpassung und Widerstand“,²¹ das auf die „geistige Landesverteidigung“ zurückgeht. Darunter wird die mit der militärischen zusammenhängende moralische Aufrüstung der Schweizer verstanden, die schon relativ früh einsetzte und in der Landesausstellung von 1939 ihr Denkmal erhielt. Sie war ein epochales Ereignis in einem Land, dessen Mehrheit Deutsch spricht und sich seit 1933 intensiv mit der „völkischen“ und „rassischen“ Propaganda des Nachbarlands konfrontiert sah, das der eigenen

19 Werenfels, Samuel: „Die schweizerische Praxis in der Behandlung von Flüchtlingen, Internierten und entwichene Kriegsgefangenen im Zweiten Weltkrieg“, in: *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg*, S. 400.

20 Lang, Rosmarie: „Humanitäre Missionen auf Kriegsschauplätzen 1939-1945“, in: *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg*, S. 321-335; Urner, Klaus: „Neutralität und Wirtschaftskrieg: Zur schweizerischen Aussenhandelspolitik“, in: *Schwedische und schweizerische Neutralität im Zweiten Weltkrieg*, S. 250-292; vgl. Rings, Werner: *Raubgold aus Deutschland. Die „Golddrehzscheibe“ Schweiz im Zweiten Weltkrieg*. Zürich 1985, 2. Aufl. 1996.

21 So der Buchtitel von Meyer, Alice: *Anpassung und Widerstand. Die Schweiz zur Zeit des deutschen Nationalsozialismus*. 2. Aufl., Zürich 1967.

Vorstellung einer historisch gewachsenen „Willensnation“ widersprach, diese aber auch in Frage stellen konnte.

Eine ähnliche Herausforderung und Bewährungsprobe verlangte der Nationalsozialismus den Schweden trotz Appellen an das Ariertum nicht ab: In einem ethnischen, sprachlichen, konfessionellen und historischen Verständnis sahen sie sich als einheitliche Nation, sie brauchten ihre „Schwedizität“ nicht neu zu erfahren und zu definieren, wie dies für das „Schweizertum“ in Auseinandersetzung mit erst noch bewunderten und jetzt gefürchteten, ja gehaßten gleichsprachigen Nachbarn notwendig wurde. Diese kollektive Identitäts(um)bildung von 1933 bis 1945 dürfte ein Grund sein, daß es das Schweizer Phänomen „Aktivdienstgeneration“ überhaupt gibt, das in Schweden ebensowenig bekannt ist wie in den übrigen Ländern der Welt, obwohl dort ebenfalls „Aktivdienst“ geleistet wurde – und meistens sogar als Ernstfall.²² Gerade die Tatsache, daß die Schweiz davon und damit von Leiden und Demütigungen verschont wurde, hilft zu erklären, weshalb der Nimbus der Aktivdienstler solange ungebrochen blieb, bis die letzten von ihnen aus dem Berufsleben abtraten; ein anderer, damit zusammenhängender Grund sind die Kontinuitätslinien, in der die Schweizer bis 1989 die Abwehr des braunen und des roten Totalitarismus (und der entsprechenden fünften Kolonnen) sahen.

Die im vorliegenden Band versammelten Aufsätze sind von Forscherinnen und Forschern verfaßt, die bei einem Durchschnittsalter von etwa 52 Jahren den Krieg kaum mehr bewußt erlebt haben, mit Ausnahme von Wilhelm Carlgren, der mit Georg Kreis zusammen auch der einzige Beiträger ist, der bereits 1985 dabei gewesen ist. Im Vergleich zu anderen wissenschaftlichen Tagungen war 1999 in Örebro die Präsenz von Vertretern aus Diplomatie, Verwaltung und Medien auffällig groß, doch anders als 1985 lag nun das Schwergewicht doch klar bei der akademischen, universitären Forschung. Die Behandlung der Weltkriegsgeschichte ist allmählich – wenn auch zumindest in der Schweiz nicht ohne Probleme und Widersprüche – an die professionellen, entsprechend ausgebildeten Interpreten und – wenigstens in Schweden – Interpretinnen der Vergangenheit übertragen worden, was eine biologisch zwingende Entwicklung ist, wenn auch per se noch keine Garantie für Qualität und Aufgeschlossenheit (obwohl wir Historiker natürlich davon überzeugt sind). So hat sich die Themenpalette gegenüber 1985 zwar deutlich gewandelt, doch verdankt man die neuen Sensibilitäten weniger der zünftigen Historiographie als einem polternden amerikanischen Senator und den in internationalen Medien ausgefochtenen Debatten über jüdische Flüchtlinge, nachrichtenlose Vermögen und Raubgold. Auch abgesehen davon sind für viele der in Örebro diskutierten Themen die ersten Anregungen und Arbeiten nicht akademischen Zirkeln entsprungen, sondern in bei-

22 Vgl. dazu ausführlicher meine Überlegungen in: „Das Schweizer Phänomen Aktivdienstgeneration. Ein Besuch beim ‚Arbeitskreis Gelebte Geschichte‘“, *NZZ*, 14. August 1999.

den betroffenen Ländern zuerst von „Laien“ formuliert worden: Schriftstellern, Journalisten, Publizisten, Filmemachern.²³

Trotz vieler „neuer“ Untersuchungsgegenstände ist die Neutralität auch im vorliegenden Band der Ausgangspunkt, wenn man die Schweiz und Schweden vergleichend angehen will. Im skandinavischen Land waren die Voraussetzungen günstig, auch wenn die Neutralität nicht wie in der Schweiz als althergebrachte, dauernde und unbedingte, „integrale“ Staatsmaxime galt, sondern im skizzierten, pragmatischen Sinn als „negotiiert“. Die Bevölkerung befürwortete sie einheitlich und reagierte auch sonst, ungeachtet der erst spät einsetzenden Rüstungsbemühungen, geschlossen auf die Bedrohung, die vor allem für die – finnischen, aber nahen, schwedischsprachigen und strategisch wichtigen – Ålandinseln als erheblich angesehen wurde. Im übrigen, so Wilhelm Carlgren, hielten sich die beschränkten strategischen Interessen der Kriegsmächte hinsichtlich Schwedens letztlich die Waage, wozu die flexible Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet beitrug, mit der sich die Skandinavier den Forderungen der jeweils vom Kriegsglück begünstigten Mächte kaum verhohlen anpaßten. In gewisser Hinsicht erfüllten offenbar die nordschwedischen Erzgruben, die unbenutzbar gemacht werden konnten, eine ähnliche wirtschaftliche, „dissuasive“ und mentale Funktion wie das um den Gotthardtransit konzipierte Schweizer Reduit.

Kersti Ullenhag skizziert die Dimensionen der schwedischen Wirtschaftsbeziehungen, die – ähnlich wie in der Schweiz – mit beiden Kriegsseiten von ständigen Handelsdelegationen ausgehandelt und weitgehend planwirtschaftlich organisiert wurden. Die Schweiz dagegen war nicht nur darauf bedacht, dem privatwirtschaftlichen Sektor – und ihren Repräsentanten etwa in den Handelsdelegationen – einen möglichst großen Raum zu belassen, sondern entwickelte auch viel differenziertere Rechtfertigungs- und Argumentationsformen im Umfeld der Neutralität, die in ihrer helvetischen Eigentümlichkeit und Ungebundenheit bezeichnenderweise nicht gemeinsam mit der skandinavischen „Gruppe von Oslo“ vertreten wurde. Antoine Fleurys Beitrag spielt auf die Differenz an, die zwischen der nüchternen Beurteilung der Neutralität durch den seit 1945 amtierenden Außenminister Petitpierre und deren im Volk verbreiteten Ein- und Überschätzung bestand. Diese gründete wohl nicht zuletzt im jahrzehntelangen Aufwand bei der Neutralitäts-„Exegese“, durch die man suchte, ein Wort der völkerrechtlichen Terminologie den stets sich wandelnden realpolitischen Situationen und – vor allem ökonomischen – Zwängen anzupassen.

23 Dazu Kreis, Georg: „Vier Debatten und wenig Dissens“, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), S. 451-476, v. a. 463-470; vgl. auch S. 451, Anm. 1, den Verweis auf ältere Forschungsüberblicke des Verfassers; diese verdankt auch Maissen, Thomas: „Die Schweiz und die nationalsozialistische Hinterlassenschaft: Anlass, Phasen und Analyse einer neu entflammten Debatte“, in: *Der Zweite Weltkrieg und die Schweiz. Reden und Darstellungen*. Zürich 1997, S. 119-142.

Auch für Georg Kreis ist die zentrale Frage, wie sich die beiden bedrohten Länder zu den totalitären Nachbarn stellten. Seine Antwort bricht aber insofern mit den vertrauten Deutungen, als er sich nicht auf die alternativlose, reaktive Ausübung der Neutralität angesichts von fremdem Druck beschränkt. Vielmehr betont er Kontinuitäten eines „nationalen Alleingangs“, die aus der Zwischenkriegszeit in die Jahre 1939 bis 1945 weiterwirkten: in der Flüchtlingspolitik, innenpolitisch im Schulterschluss und außenpolitisch in einer Passivität, die gegen Aggressionen der faschistischen Mächte nicht protestierte, ja in manchen Kreisen mit ihnen sympathisierte. Diese Problematik ist es, die in den vergangenen Jahren im Zentrum der Diskussionen gestanden hat, allerdings nicht in der herkömmlichen, „nationalstaatlichen“ Gegenüberstellung von „Anpassung“ und „Widerstand“, sondern in der „universalistischen“ Perspektive: Wie reagierte man auf die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden?

Die vorliegenden Aufsätze und die dahinter stehenden, umfassenderen Forschungsvorhaben erwecken den Eindruck, daß die Fragen, die im Zusammenhang mit dem Holocaust aufgeworfen wurden, den Ausgangspunkt bildeten für eine umfassende Gesamtrevision des allzu heroischen Geschichtsbilds in der Schweiz, während sie in Schweden als bisher vernachlässigte und betrübliche Aspekte einer Vergangenheit behandelt werden können, die im übrigen nicht grundsätzlich neu aufgerollt zu werden braucht. Entsprechend hat der Schweizer Bundesrat seinen Beschluß „betreffend die historische und rechtliche Untersuchung des Schicksals der infolge der nationalsozialistischen Herrschaft in die Schweiz gelangten Vermögenswerte“ sehr breit interpretiert und sieht jetzt einem Bericht mit rund zwanzig ausführlichen Teilstudien entgegen; viele Schweizerinnen und Schweizer erwarteten und erwarten zum Teil auch jetzt noch von der in diesem Zusammenhang eingesetzten Unabhängigen Expertenkommission (UEK) schlicht „die“ historische Wahrheit über ihr Land in den Kriegsjahren. Das Schwergewicht der in Schweden ebenfalls von der Regierung eingesetzten Forschungskommissionen liegt dagegen fast exklusiv beim Schicksal von Juden und deren Eigentum und wird moralisch formuliert als Frage, inwiefern einzelne Schweden oder das Land als Ganzes „Schuld“ auf sich geladen hätten.

So kann Kersti Ullenhag in ihrem erwähnten Beitrag über den Außenhandel bedauernd festhalten, daß die Frage nach „Arisierungen“ und der Verfolgung von Juden die Verantwortlichen nicht beschäftigte. Ob Gold aus privatem Besitz und namentlich aus KZ nach Schweden gelangte, scheint auch die Hauptfrage der Kommission für jüdische Vermögen während des Zweiten Weltkrieges gewesen zu sein, obwohl sie sich – wie das Kommissionsmitglied Peder Bjursten berichtet – kaum schlüssig beantworten läßt. Unter den schweizerischen Ankäufen können dagegen 120 kg sogenanntes Opfer- oder Totengold nachträglich belegt werden. Während aber Schweden im Krieg abgesehen von der

Rückzahlung der Kreuger-Anleihe (1940) offenbar²⁴ insgesamt bloß gute zwanzig Tonnen Gold übernahm und dies als Zahlung für Warenlieferungen (Clearingspitze), erwarb die Schweizerische Nationalbank (SNB) rund 250 Tonnen und fungierte wegen des konvertiblen Frankens als Währungsdrehscheibe – nicht nur, aber vor allem zugunsten des Dritten Reichs. Schweden dagegen führte im Februar 1940 die Devisenbewirtschaftung ein, die Krone war international bedeutungslos. Ungeachtet ihrer unterschiedlichen Funktionen für die verschiedenen Kriegswirtschaften kommunizierten die beiden Nationalbanken während der Kriegsjahre regelmäßig, wobei auch Per Jacobsson bei der Bank für Internationalen Zahlungsaustausch in Basel als Verbindungsmann wirkte – und stets enge, ja freundschaftliche Beziehungen zum entscheidenden Mann bei der Reichsbank gepflegt wurden: Emil Puhl, der 1941 einen schwedischen Orden erhielt und den die Schweizer noch im März 1945 hofierten.²⁵

Um so auffälliger ist, daß sich die Schweden früher, nämlich bereits 1940 auf das Problem des Raubgolds sensibilisiert zeigten, Rückhalt bei der Regierung und Zusagen der Reichsbank suchten und schließlich im Gefolge der alliierten „Gold declaration“ von den ohnehin bescheidenen Käufen Abstand nahmen. In indirekten (mit Belgien) und direkten (mit den Niederlanden) Verhandlungen erstattete das Königreich nach dem Krieg den geplünderten Nationalbanken denn auch 13,2 Tonnen anhand der alliierten Kriterien anerkanntes Raubgold zurück (also zwei Drittel der erhaltenen Menge). Die SNB sah Anlaß zur Vorsicht nur gegenüber allfälligen westlichen Abnehmern, aber nicht gegenüber den deutschen Lieferanten; sie betrachtete sich allein als kompetent für die Goldankäufe und hielt an diesen bis in die letzten Kriegswochen fest, wobei sie zuletzt die Wünsche der Versicherungen berücksichtigte, die ihre Ansprüche im zusammenbrechenden Dritten Reich sicherstellen wollten. Mit allen Mitteln widersetzte sich die SNB einer Rückzahlung von Gold, wie sie der Bundesrat 1946 im Washingtoner Abkommen schließlich zusagte; zurückgegeben wurden damals 51,5 Tonnen, also etwa ein Fünftel der beträchtlichen bei der Reichsbank erworbenen Menge.

Die völlig unterschiedliche internationale Bedeutung der beiden Finanzplätze und die beschränkte Attraktivität ihres eigenen veranlaßte die Schweden auch, das Problem der nachrichtenlosen Vermögen nie gründlich anzugehen, obwohl sie – wie die Schweizer auch – bei den Washingtoner Verhandlungen 1946 eine solche Zusage gegeben hatten. Eine weitere Parallele bestand darin, daß die je-

24 In der Literatur ging man bisher von rund 60 Tonnen aus, und so fragt auch Perrenoud in seinem Artikel nach der Differenz der Zahlen. Bjursten erklärt sie damit, daß unkorrekterweise sowohl die Überweisungen auf das Berliner Depot der schwedischen Reichsbank als auch diejenigen mitgerechnet wurden, die später im Austausch dafür auf ihr Berner Depot überwiesen wurden.

25 Vgl. für die Kontakte der Nationalbankvertreter mit Puhl und den entsprechenden Skandal die *Hearings before a subcommittee of the committee on military affairs*.

weiligen Chefunterhändler in Washington, Emil Sandström und Walter Stucki, nach dem Krieg die Behörde leitete, die sich mit deutschen Fluchtkapitalien beschäftigte. Während diese Problematik, nicht zuletzt wegen eigener finanzieller Ansprüche, intensiv bearbeitet wurde, wurden allfällige Konten von (jüdischen) Opfern des Nationalsozialismus als irrelevant angesehen. Ingrid Lomfors erwähnt, daß der Schutz des Bankgeheimnisses und die Sorge um das Vertrauen der Kunden bei der jahrelangen Verzögerungstaktik auch in Schweden ein Argument darstellte. Erst 1963, im Gefolge des Schweizer Meldebeschlusses, initiierte die schwedische Regierung eine allerdings nicht sehr verbindliche Erhebung über herrenlose Konten. Auch die daran anschließende Behandlung der Problematik zeugte von geringer Sensibilität für die jüdischen Opfer(gruppen). Dies bezeugt für die Schweiz auch Claude Altermatt, den in seinem Beitrag die nachrichtenlosen Vermögen selbst jedoch weniger interessieren als die um sie entfachte internationale Debatte, die er als direkt beteiligter und auch empörter Diplomat ab 1996 miterlebte.

Teil dieser Debatte war ferner die Rolle der Neutralen als Umschlagplatz von Raubgut und namentlich Raubkunst, die sich einzelne Exponenten des Nazi-Regimes angeeignet hatten und die naturgemäß schwer zu erforschen ist, zumal über fünfzig Jahre nach Kriegsende. Hans Seyler analysiert die mageren Resultate, welche die schwedische Kommission in dieser Hinsicht vorzuweisen hat, und sieht Gründe dafür in der Beamtenmentalität im damaligen Büro für Fluchtkapital. Man erhält allerdings auch bei diesem Thema den Eindruck, daß nicht nur die Bedeutung der Schweiz als Kunstmarkt und Drehscheibe von Raubgut aus geographischen und historischen Gründen deutlich größer war als die schwedische, sondern daß die Regierung im skandinavischen Land auch eher gesetzliche Maßnahmen ergriff, um etwa gestohlenen Eigentum rückerstatten zu lassen. Wenn Seylers Analyse zutrifft, scheiterte dies in der Praxis an der „Nai-vität“ oder einer an „Normalität“ orientierten Mentalität bei den überprüfenden Behörden, die sich keine Vorstellung von den Dimensionen der nazistischen Verbrechen machen wollten. In der Schweiz erstrebte dagegen laut Thomas Buomberger gerade die dafür zuständige Behörde, die Verrechnungsstelle, eine Aufklärung von Hehlerei und Diebstahl, doch scheint dem juristischer Formalismus und auch protegierende Kumpanei erfolgreich entgegengewirkt zu haben, obwohl die von Buomberger präsentierten konkreten Fälle wie Theodor Fischer, Andreina Schwegler-Torré und Jakob Walter Zwicky sich ziemlich eindeutig ausnehmen.

Auffällige Parallelen, aber andere Dimensionen und frühere Umorientierung in Schweden kennzeichnen auch das den tragischsten Aspekt der Kriegsjahre in den zwei Ländern, die Flüchtlingspolitik.²⁶ Sowohl Ingrid Lomfors als auch

26 Vgl. dazu aus Schweizer Sicht jetzt auch den Bericht der Unabhängigen Expertenkommission, *Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*, Bern 1999.

Uriel Gast machen deutlich, daß diese ein Produkt der Fremdenpolitik war und über das Kriegsende hinaus Juden als unwillkommene, da angeblich schwer assimilierbare Immigranten ansah – Angst vor „Überfremdung“ hier, Sorge um eine „unvermischte Rasse“ dort führten zu ähnlichen, antisemitischen Konsequenzen. Skandinavien oder sudetendeutsche Sozialdemokraten entsprachen dagegen den schwedischen Erwartungen, daß man sich rasch als Teil des Volksheims einleben müsse, während die Schweiz sich nur als Transitland verstand und daher die meisten Aufgenommenen nur vorübergehend dort blieben: Internierte, Kinder für Ferienaufenthalte, Grenzflüchtlinge. Die Grundhaltung, daß Flüchtlinge „nur aus Rassegründen“ keinen Anspruch auf Asyl hatten, war in beiden Ländern dieselbe, ebenso die Forderung, daß Glaubensbrüder für die Flüchtlingshilfe aufzukommen hatten. Ähnlich war auch die Reaktion auf die Judenemigration aus Österreich im Jahr 1938, gegen welche die Schweiz energisch deutsche Maßnahmen forderte, die schließlich zum J-Stempel führten – was laut Lomfors (und Jean-Marc Kernen in einem vor kurzem erschienenen Aufsatz) ganz dem allerdings zaghafter vorgebrachten Anliegen Schwedens entsprach, das sich bei seinen Abmachungen mit dem Dritten Reich ausdrücklich auf das „schweiziska förebilden“ bezog.²⁷

Im schwedischen Geschichtsbild (weiße Busse, Wallenberg), aber auch in der jüngeren Historiographie wird allerdings von einer klaren und bewußten Umorientierung ab Ende 1942 ausgegangen, als Diplomaten und andere Helfer zur aktiven – wie sie Paul Levine nennt – „bureaucratic resistance“ gegen den Völkermord geschritten seien.²⁸ Lomfors hält dagegen, daß es sich dabei um individuelle Initiativen gehandelt habe und nicht um offizielle, staatliche Flüchtlingspolitik, die gegenüber dem jüdischen Schicksal weiter desinteressiert geblieben sei. Dazu kam selbst in Zeiten gelockerter Zulassungsbedingungen (ab Ende 1941), daß aus geographischen Gründen ohnehin nur wenige Juden auf eine Flucht nach Schweden hoffen konnten – wie sie aber im berühmten Transport aus Dänemark systematisch ermöglicht wurde. Gleichzeitig wies die – wegen ihrer zentralen Lage ungleich öfter als Fluchtziel angepeilte – Schweiz noch zahlreiche, vor allem jüdische Flüchtlinge zurück, ehe im Herbst 1943 eine etwas großzügigere Praxis begann; doch erst ab Juli 1944 wurden Juden, da „wirklich an Leib und Leben gefährdet“, prinzipiell aufgenommen.

Das Schicksal der verfolgten Juden ist in den letzten zwei Jahrzehnten zum zentralen Deutungselement der Weltkriegsgeschichte geworden. Dies ist insofern zu begrüßen, als die Hauptopfer des Nationalsozialismus – spät – angemessene

27 Kernen, Jean-Marc Kernen: „L’histoire du tampon ‚J‘: une histoire de neutres“, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 50, 2000, S. 45-71, hier S. 59; vgl. auch Kreis, Georg: *Die Rückkehr des J-Stempels. Zur Geschichte einer schwierigen Vergangenheitsbewältigung*. Zürich 2000, S. 189, Anm. 143.

28 Levine, Paul A.: *From Indifference to Activism. Swedish Diplomacy and the Holocaust, 1938-1944*. (Studia historica upsaliensia, Bd. 178). Uppsala 1996.

sene Beachtung, ja in gewisser Hinsicht – zwangsläufig beschränkte – Genugtuung erfahren, nachdem sie, Juden wie Sinti und Roma, als „staatenlose“ Opfergruppen in den nationalen Gedenkritualen lange marginalisiert geblieben waren. Diese Perspektivenverschiebung ist auch insofern bedeutend, als der Holocaust nicht mehr als „Rückfall in die Barbarei“ abgetan werden kann, sondern als ein Produkt der Moderne verstanden wird – und damit als Warnung vor Augen bleibt. Gefährlich und historisch verfehlt ist allerdings auch die Tendenz, den Weltkrieg auf den Völkermord zu reduzieren, auf eine fast heilsgeschichtliche Auseinandersetzung von „Gut“ und „Böse“. Für die meisten Zeitgenossen war er etwas anderes, war er der Kampf um individuelles und nationales Überleben, in einem Europa, wo schon vor 1939 Diktaturen und Totalitarismen dominierten, in einer Welt, die sich schon vor 1939 an Massaker wie dasjenige von Nanking gewöhnte. Die Vorstellungskraft für diese vielfältigen Bedrohungslagen ist in den innen- und außenpolitisch verfriedeten, historisch betrachtet beispiellos reichen westlichen Sozialstaaten der Gegenwart abhanden gekommen: In der Weltkriegsdebatte konnte den Schweizern vorgeworfen werden, daß Flüchtlinge auf Stroh schlafen mußten und für ihre Arbeitsdienste schlecht entlohnt wurden – was die damals Aktivdienst leistenden Soldaten bitter mit dem Hinweis erwiderten, daß es ihnen selbst nicht anders erging. Auch der – in den Medien, aber auch in der Wissenschaft – häufige Blick auf Einzelschicksale birgt seine Gefahren: Was er an Anschaulichkeit, an Konkretheit, an Betroffenheit gewinnt, verliert er oft an Allgemeingültigkeit und Differenziertheit. Mikrogeschichte und der Blick auf das Ganze, unmittelbare Betroffenheit und relativierende Distanz dürfen nicht als Gegensätze aufgefaßt werden, auch dort nicht, wo es um das größte systematische Verbrechen der Geschichte handelt: den Holocaust.

In gewisser Hinsicht schreibe ich dies als Betroffener, auch wenn meiner Familie das Schlimmste erspart blieb. Meine 1940 geborene Mutter wurde vierjährig, mit ihrem ein Jahr jüngeren Bruder, als finnisches Flüchtlingskind nach Schweden evakuiert. Wie viele andere brachten ihre Eltern sie vor Hunger und Kälte und den sowjetischen Bomben in Sicherheit, die auf ein Land fielen, das an Hitlers Seite den Krieg im Osten mitmachte – um die nationale Integrität zu wahren und die zweitgrößte Stadt des Landes und weite Gebiete zurückzuerlangen, die der mit demselben Hitler verbündete Stalin 1939/40 dem jungen Staat geraubt hatte. Finnland hatte keine Wahl zwischen Gut und Böse, sondern zwischen Teufel und Belzebub. Schweden sympathisierte mit diesem Kampf und empfing – wie auch Lomfors erwähnt – die finnischen Kinder bereitwillig. Allerdings mußten sie an der Grenze ihre Kleider und Spielzeuge abgeben – was ihnen am liebsten, ihren Eltern am wertvollsten schien, wurde wegen angeblicher Seuchengefahr verbrannt. Die kleinen Kinder kamen in ein Land, wo niemand Finnisch sprach und ihre Sorgen verstehen konnte. Gastfamilien nahmen sie auf, es gab unvermeidlicherweise besser und schlechtere: Meine Mutter hat-

te Glück, stieß auf ein gleichaltriges Kind in der Familie, mein Onkel war isoliert bei einem älteren Ehepaar, das den Eltern in Helsinki eher überfordert schrieb, der Kleine sei ja nett, weine aber sehr viel. Er starb beinahe an einer Infektion und meine Mutter ebenso, als ein junger Assistenzarzt sich bei ihr zum ersten Mal an einer Mandeloperation versuchte. So erwies sich der sichere Hort in Schweden in mancher, wenn auch nicht jeder Hinsicht als traumatisch für die beiden Kleinkinder, zumal er letztlich in ihrer beschränkten Kinderperspektive „unnötig“ war: Der frisch geborene kleinste Bruder überlebte derweilen in Helsinki – wenn auch unter schwersten Bedingungen – bei den so sehr vermißten Mutter und Vater.

Bedeutet aber solche prägenden Erfahrungen, die entsprechend aufbereitet – trotz dem bis heute sehr positiven Schwedenbild meiner Mutter – durchaus Stoff abgäben für einen anklägerischen Fernsehfilm „Flüchtlingseiland in Schweden“, daß das schwedische Anliegen, bedrohten benachbarten Kindern ein vorübergehendes Asyl zu bieten, „falsch“ war? Oder gar ein „sehr trübes Kapitel“ darstellte, das in einem Foucaultschen Sinn der Disziplinierung diene, um verseuchte Fremdkörper im gesunden und einheitlichen Schweden einzufügen?²⁹ Es ist den Nachgeborenen nicht benommen, über die Handlungen ihrer (Ur-)Großeltern zu urteilen. Vielmehr gehören solche eingestanden oder auch nur impliziten Wertungen zu jedem Geschichtsbild, einem profanen ebenso wie einem wissenschaftlichen. Zumindest die Wissenschaft darf indessen nicht bloß auf Einzelschicksale und individuelle Erinnerungen abstellen, sondern muß sie vergleichend einordnen; und muß historische Handlungen aus der unsicheren Situation heraus beurteilen, in der sie erwogen und getätigt wurden, ohne das Wissen darum, wie die Verhältnisse sich entwickeln würden.

Daß es dabei unmöglich war, in Zeiten eines alle bedrohenden Vernichtungskriegs „Zonen des Versagens“, Fehler und Schuld zu vermeiden, betont auch Eric Dreifuss, der als Jurist und Historiker die Bedingungen und Bedingtheiten des Urteilens erörtert: Moralische Werten kann sich nicht auf gutes oder böses Handeln kaprizieren, auf simple „Schuld“ in einem schwarz-weißen Raster, sondern muß fragen, wieweit Handlungsspielräume bestanden und in einer Skala von Grautönen auch „richtig“ ausgenutzt wurden – nicht im eigensüchtigen, gewinnbringenden Sinn, sondern mit einer Orientierung an höheren Werten, gerade in Konfrontation mit dem Zivilisationsbruch Shoah. Da solch grundsätzliche Erörterungen bald zweitrangig wurden angesichts der allgemeinen Fixierung auf die pekuniäre Lösung des Konflikts, sieht Dreifuss den Verlauf der Schweizer Weltkriegsdebatte resigniert als „Unglücksfall“; zumindest sei sie, in

29 Vgl. Lindner, Jörg: „Diskriminierung, Degradierung, Disziplinierung. Deutschsprachige Flüchtlinge in schwedischen Internierungslagern während des zweiten Weltkriegs“, in: *Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950* (IZRG-Schriftenreihe, Bd. 2). Hamburg 1998, S. 43-68.

ihrem weiteren Sinn als „Identitätsdebatte“ um das eigene Geschichtsbild, noch kaum über ihre Anfänge hinausgelangt.

Arne Ruth interpretiert die Identitätsdebatten als Bedürfnis, die partikularistischen „nationalen Projekte“ der Nachkriegszeit zu revidieren, also die kollektive Selbstdeutung, wie sie bis 1989 in der Auseinandersetzung mit der Weltkriegsvergangenheit plausibel war. In beiden Ländern reklamierte sie die geradlinige, prinzipientreue Verpflichtung auf universale (oder dafür angesehene) Ordnungsprinzipien für sich und beanspruchte damit auch Einzigartigkeit, ja moralische Überlegenheit in ihrer Interpretation der demokratischen Moderne: die Schweiz als Bollwerk der Marktwirtschaft und des Souveränitätskonzepts, Schweden als Hort solidarischen und emanzipatorischen Mitgefühls, das die Basis legen sollte innenpolitisch für die Transferleistungen im Volksheim, außenpolitisch für Entwicklungshilfe im Hinblick auf eine „gerechte“ Welt. Ruth hält fest, daß gerade die Konfrontation mit diesen Selbstbildern in der Schweiz eine kritische Historiographie hat entstehen lassen, die bei Themen wie Antisemitismus und Flüchtlingspolitik den entsprechenden schwedischen Ansätzen einiges voraus habe, welche erst jetzt die Generalerklärung (und -rechtfertigung) „Neutralität“ relativierten: Sie ist keine adäquate Haltung gegenüber einem Nachbarstaat, der sein – ebenfalls modernes – Projekt umsetzt, im Namen der nationalen Einheit einen integralen Volksteil zu diskriminieren, auszuplündern und zu ermorden.

Die Gründlichkeit, mit der Schweizer Publizisten und Historiker sich in den letzten Jahrzehnten mit den fatalen Seiten der Kriegsgeschichte beschäftigt haben, ist gleichsam die andere Seite der glänzenden Aktivdienst-Medaille: Je höher der Berg heroischer Erinnerung war, desto höher mußte man springen, um darüber hinweg schauen zu können. Das Schweizer Selbstbild nährte sich aus dem „myth of general resistance“, wie ihn Ruth nennt und für die meisten europäischen Länder konstatiert – der aber im mitteleuropäischen Kleinstaat nicht wie anderswo schon früh durch die Erfahrung von Niederlage und Kollaboration relativiert wurde. Schwedens Selbstbild stellte dagegen eine geringere Provokation an Intellektuelle oder Historiker dar. In einem Zeitungsartikel zitiert der 1957 geborene Schriftsteller und Journalist Ola Larsmo, wie das Schulbuch seiner Kinder die Jahre nach 1939 präsentiert:

Die Deutschen griffen Land nach Land an, und ihre Waffen waren hergestellt aus schwedischem Eisenerz. Die Schweden aber litten keine Not, auch wenn sie Nahrungsmittel ein wenig rationieren mußten. Sie sagten immer wieder, sie seien neutral, lieferten aber trotzdem weiter Eisenerz an die Deutschen. Etwas anderes wagten sie nicht, und außerdem wurden sie ja gut bezahlt. Aus Sicherheitsgründen sagten sie auch nicht nein, als Deutschland verlangte, durch Schweden Truppen schicken zu dürfen.³⁰

30 Larsmo, Ola: „Gold – aber kein gestohlenes“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30. Januar 1997, S. 36.

Ein Schweizer Schulbuch ist noch heute undenkbar, das die hiesige Situation mutatis mutandis in ähnlicher Weise, gleichsam mit dem Blick von außen darstellen würde. Insofern ist die Revisionsleistung, wie sie die 1996 ausgebrochene internationale Debatte verlangt, in Schweden deutlich bescheidener, auch wenn Larsmo und Ruth deutlich auf die vorhandenen Defizite verweisen: Die Zwangslage des vom übermächtigen Deutschland umgebenen Landes erklärt nicht alles, vielmehr müssen autochthone germanophile, antibolschewistische oder -semitische Traditionen und Beweggründe erforscht werden. Dies scheint nun zu geschehen, und zwar mit einiger Gelassenheit, wodurch sich auch an der Tagung in Örebro letztlich die meisten Schweden von ihren Gästen unterschieden. Aufgewühlt reagiert man nur dann, wenn man mit Fakten konfrontiert wird, die dem Selbstbild grundsätzlich widersprechen. In Schweden ist dies beim Zweiten Weltkrieg kaum der Fall oder höchstens bei Teilaspekten wie den SS-Diensten einiger Schweden. Viel erschütternder für das Selbstverständnis des fortschrittlichen, emanzipatorischen Wohlfahrtsstaats, der durch allgegenwärtiges „social engineering“ eine bessere Welt hervorzubringen glaubte, war offensichtlich das in den späten 1990er Jahren ebenfalls aktuelle und auch in Örebro wiederholt vorgebrachte Phänomen der zwangsweisen Massensterilisierungen vor allem von Frauen, das so gar nicht zum Ideal des Volksheims passen wollte.³¹

Noch tiefer reichte die Verunsicherung vieler Schweizer, von denen ein Perspektivenwandel verlangt wurde, nachdem sie in Auseinandersetzung mit den beiden Totalitarismen und mit erheblichem Aufwand ein Selbstbild entworfen hatten, das heute nicht nur als idealisiert erscheint, sondern auch als – außen- und integrationspolitisch betrachtet – gewichtiger Klumpfuß. Gerade der unbestreitbare Erfolg des „nationalen Programms“, wie es Ruth nennt, macht es im dritten Jahrtausend für viele Eidgenossen so schwierig, von nicht nur verklärten, sondern auch bewährten Pfaden abzuweichen: fast zwei Jahrhunderte ohne äußeren Krieg, mit starker innenpolitischer Partizipation, gesellschaftlichem Ausgleich und beispielloser wirtschaftlicher Prosperität. Allerdings sieht die schwedische Erfolgsbilanz ähnlich aus, und doch ist das skandinavische Land früh der UNO und später auch der EU beigetreten. Gerade für das

31 In seiner Rezension von Runcis, Maija: *Steriliseringar i folkhemmet*, Stockholm 1998, bemerkt Thomas Etzemueller (Universitaet Tuebingen) in „H-Soz-u-Kult“ treffend: „Letztlich spiegelt dieses wichtige Buch die gegenwaertige Trauer darueber wider, dass ein Volk sein Heim verloren hat, dass das folkhem nicht Wirklichkeit wurde, und die Schuld daran wird, ueber den Umweg der Geschichte, dem Staat und der Sozialdemokratie zugewiesen.“ Vgl. zu diesem Thema neben den schwedischen Veröffentlichungen von Broberg, Gunnar/Tydén, Mattias (1991) und Zaremba, Maciej (1999) auch Broberg, Gunnar/Roll-Hansen, Nils: *Eugenics and the Welfare State. Sterilization Policy in Denmark, Sweden, Norway, and Finland*. East Lansing, MI 1996.

schweizerische Geschichtsbild in seiner Fixierung auf eigene Leistungen und vor allem die Neutralität dürfte die allgemeine Feststellung von Eric Dreifuss gelten, daß die Defizite der Nachkriegszeit schwerer wiegen dürften als die Fehler in den Kriegsjahren.